

GastWirtschaft

Die Hüter der Geigen

Wie die Geige hat sich auch das mit ihr verbundene Handwerk über die Jahrhunderte kaum verändert. In St. Gallen führt Raffael Sprenger die Tradition weiter: Er übernimmt die Sprenger AG Geigenbau von Vater Christoph Sprenger.

KASPAR ENZ

ST. GALLEN. Die Jahre sind der Geigendecke anzusehen. Etwas deformiert ist sie, Risse hat sie auch. Sie wurde schon oft repariert. Nicht immer gleich gut, sagt Raffael Sprenger. Rund 250 Jahre alt dürfte das Instrument sein. Zeit für eine neue Decke ist es trotzdem nicht. «Das wäre Frevel», sagt Christoph Sprenger. Nach der Restauration soll die Geige so aussehen, wie sie einst war.

Um eine Geige restaurieren zu können, muss man sich mit Geigen auskennen. Details und Material sagen viel darüber, wann und wo eine Geige gebaut wurde. «Dieses Wissen kann man sich nur über Jahre erarbeiten, in verschiedenen Ateliers, wo man viele Geigen sieht», sagt Christoph Sprenger. Auch sein Sohn Raffael Sprenger hat schon viel gesehen: Nach der Ausbildung zum Geigenbauer in Cremona arbeitete er in Ateliers in Italien, England und Deutschland, bevor er 2005 nach St. Gallen zurückkam. Nun übernimmt er das Geschäft des Vaters an der Neugasse.

Bald ein Jahrhundert alt

Gegründet wurde das Atelier von Raffael Sprengers Urgrossvater Fritz Sprenger 1917. In der Werkstatt habe sich seither nicht viel verändert. «Es sieht noch fast gleich aus wie vor 100 Jahren», sagt Raffael Sprenger. Zum Teil sind auch die Werkzeuge noch dieselben. Genau so, wie sich auch die Geige über die Jahrhunderte kaum verändert hat. «Das Vorbild ist in der Regel die Stradivari oder die Guarneri», sagt Raffael Sprenger. Auch die verwendeten Hölzer bleiben die gleichen: Fichte für die Decke, Ahorn für den Boden, Ebenholz für das Griffbrett und Pernambuco für den Bogen. Zwar würden immer wieder neue Patente angemeldet, zum Beispiel für eine Mechanik des Stimmwheels. «Sie setzen sich aber kaum je durch», sagt Christoph Sprenger.

Etwas hat sich seit Fritz Sprengers Zeiten schon verändert: Der Gründer hatte selber Geigen gebaut, 70 Stück, die noch grösstenteils erhalten sind. Sein Sohn aber spezialisierte sich auf Restaurationen, Reparaturen und Handel, und so blieb es bis heute. Raffael Sprenger hatte zwar, wie jeder Geigenbau-Schüler, während seiner Ausbildung einige Instrumente gebaut. Eines davon ist nun in einer Vitrine neben dem Eingang zum Atelier ausgestellt. Dass es dabei bleibt, reut ihn nicht. «Wer



Bilder: Luca Linder

Ein Himmel für Geiger: Raffael und Christoph Sprenger begutachten in ihrem Geschäft ein Cello.

selber Geigen baut, arbeitet immer nach dem gleichen Schema», sagt er. «Hier restauriere ich einmal eine kaputte Schülergeige, dann ein Meisterinstrument. Ich muss mich selbst zurücknehmen, das Instrument rückt in den Vordergrund.»

Kein Himmel voller Geigen

Dass Raffael Sprenger einmal das väterliche Geschäft übernehmen sollte, war nicht vorherbestimmt. «Mein Vater hat mir nie gesagt: Du könntest ja das Geschäft übernehmen», erinnert er sich. Vor seiner Matur hatte er sich noch mit verschiedenen Studien-

richtungen auseinandergesetzt. «Da fragte ich mich, warum nicht das tun, was man in unserer Familie schon seit Generationen tut.» Der Vater war selber überrascht, als der Sohn sein Vorhaben äusserte. Und er riet ihm, die renommierte Ausbildung in Cremona zu beginnen. Dank der Jugend im Geigengeschäft sei sein Sohn nicht nur bereits mit der Materie vertraut gewesen. «Vielen, die mit der Ausbildung beginnen, hängt der Himmel voller Geigen», sagt Christoph Sprenger. «Raffael kannte die Freuden und die Sorgen des Geschäfts schon», sagt Christoph Sprenger.

Nun übernimmt Raffael Sprenger das Geschäft, das in St. Gallen zwei Mitarbeiter beschäftigt. Zwei Geigenbauer arbeiten in der Filiale in Bern. Sprenger ist auch das älteste Geigenatelier der Schweiz. Ein Vorteil fürs Geschäft, sagt Christoph Sprenger. Die Beziehungen zu Geigenbauern und Herstellern, aber auch zu Kunden, halten über Generationen. «Vielleicht hat jemand als Teenager eine Geige von uns bekommen. Wenn er dabei bleibt, kauft er meist auch die nächste Geige wieder bei uns restaurieren», sagt Raffael Sprenger. Über Generationen

wurden aber nicht nur Kunden und Geschäftspartner überliefert, sondern auch Hunderte von Geigen, Bratschen und Celli. Ein unverzichtbares Kapital, glaubt Raffael Sprenger. So könne das Geschäft Schülergeigen zu guten Konditionen vermieten und jedem Kunden ein passendes Instrument anbieten. Diese Geigensammlung sei etwas, das Ateliers wie Sprenger unterdessen den grossen Musikhäusern voraus haben. «Dort haben Aktionäre und Manager das Sagen. Eine Sammlung wie die unsere wäre für sie nur totes Kapital», sagt Raffael Sprenger.



Auch Mitarbeiter Norbert Möslang ist schon über 30 Jahre in der Geigenwerkstatt tätig.



Roger Tinner (50) Unternehmer, Geschäftsführer Wirtschaft Region St. Gallen (WISG)

Lokomotive statt Rasenmäher

Die Ostschweiz steht früh auf (diese Kolumne zum Beispiel entsteht am «Brücken-Freitag» nach Auffahrt um 6 Uhr), arbeitet diszipliniert und seriös und kommt doch zu spät an – zumindest im Bewusstsein der Restschweiz. Darauf geben wir zwar nichts, aber das neueste Schweizer Städteranking der «Bilanz» lesen wir doch. Und nehmen erfreut zur Kenntnis, dass St. Gallen auf Platz sechs klassiert und im Vergleich zum Vorjahr Baden und Aarau überholt und Basel und Genf wieder hinter sich gelassen hat.

Natürlich sind wir Ostschweizer solchen – meist in Zürich (wieder auf Platz eins) entstehenden – Ranglisten gegenüber skeptisch. Nicht ungern nennen wir aber dennoch die Bereiche, wo wir gut benotet werden. Voilà: Bei der Bildung sind wir Nummer zwei nach Zürich, bei der Einkaufsinfrastruktur Nummer zwei nach Bern. Den höchsten Nachholbedarf haben wir bei der Entwicklung Stadtbevölkerung und Wohnmarkt und Steuerattraktivität.

Tapen wir aber nicht in die Durchschnittsfalle und kümmern uns darum, die Schwächen auszumerken. Nein: Bauen wir unsere Stärken aus und fokussieren wir uns – zum Beispiel auf Bildung. Das versteht der Standort St. Gallen seit der Klostergründung, und hier hat er in seiner Blütezeit nach ganz Europa ausgestrahlt – so wie es der Universität in ihren Schwerpunkten auch heute gelingt.

Diese Universität hat gerade wieder ausgerechnet, wie viel Wert in der Region dank ihr geschöpft wird: 200 Millionen sind es. Allein im Tourismus bewirkt sie ein Fünftel aller Übernachtungen. Sie ist aber auch imagemässig ein «Leuchtturm», den wir auch in Zeiten knapper Finanzen nicht aufs Spiel setzen sollten. Genauso wie die Bildungseinrichtungen der vorangehenden Stufen.

Beim Schmüren von Sparpaketen sollten Parlamente und Regierungen durchaus von der Wirtschaft lernen: Beim Geldsparen ist das «Rasenmäher»-Prinzip ebenso falsch wie das «Giesskannen»-Prinzip beim Ausgeben. «Opfersymmetrie» mag politisch angenehm sein. Effizient und sinnvoll ist sie nicht, denn sparen sollten wir nur in jenen Bereichen, in denen wir nicht an der Spitze bleiben wollen.

Das Beispiel Universität zeigt, dass solche Institutionen – als eine Art Lokomotive – einen Standort mit nach oben ziehen und attraktiv machen. Wir können entscheiden, ob wir diese Lokomotiven günstiger und damit langsamer machen wollen. Bedenken sollten wir aber, dass dahinter alle Waggonen aus St. Gallen langsamer werden – Y hin oder her!

50 000 pendeln über Grenzen

Die Zahl der Grenzgänger in der Bodenseeregion ist 2011 weiter gestiegen. Beliebtestes Ziel sind die Schweizer Kantone um den See.

Die Arbeitsmärkte in der internationalen Bodenseeregion wachsen weiter zusammen. Das zeigt der Bericht «Grenzgänger in der internationalen Bodenseeregion 2011» der Konstanzer Firma Translake AG im Auftrag der Grenzpartnerschaft Eures.

3000 Grenzgänger mehr

Im Jahr 2011 pendelten im Gebiet von Eures Bodensee mehr als 50 000 Beschäftigte über Staatsgrenzen hinweg zu ihren Arbeitsplätzen. Dies sind etwa 3000 Grenzpendler mehr als 2010. Der Anstieg sei jedoch zum grössten Teil auf eine Zunahme der Pendler in der schweizerischen Bodenseeregion zurückzuführen, wo die Zahlen mit einer Zunahme um

9,5 Prozent besonders deutlich gestiegen sind. In Vorarlberg liegt der Anstieg bei etwa 3 Prozent, in Liechtenstein bei 2,3 Prozent. Der Anstieg der Pendler in die deutschen Landkreise liegt unter einem Prozent. Insgesamt sind rund 2,7 Prozent der Beschäftigten im Bodensee Grenzgänger.

Insgesamt sind etwa 56 Prozent der Grenzgänger in den Schweizer Kantonen der Bodenseeregion beschäftigt, gefolgt vom Fürstentum Liechtenstein, wo etwa 34 Prozent der Pendler tätig sind. Neben dem Fürstentum Liechtenstein ist der Anteil grenzpendelnder Beschäftigter mit 11,8 Prozent im Kanton Schaffhausen am höchsten. Hohe Anteile weisen auch der Kanton Graubünden

mit 4,4 Prozent, der Kanton Thurgau mit 3,5 Prozent und der Kanton St. Gallen mit 3,1 Prozent auf.

Schweizer ins Fürstentum

Neben Liechtenstein mit über 17 000 Grenzgängern sind die Ostschweizer Kantone die wichtigsten Zielregionen für Grenzgänger: Etwa 8900 pendelten durchschnittlich im Jahr 2011 in den Kanton St. Gallen, 7300 in den Kanton Zürich, 4700 in den Kanton Schaffhausen, 4500 in den Kanton Graubünden und 4000 in den Kanton Thurgau. 7500 Schweizer pendelten 2011 nach Liechtenstein. Etwa 57 Prozent der Grenzgänger wohnen in Deutschland, 27 Prozent haben ihren Wohnort in Österreich. (red.)

Thurella kritisiert Exportzuschläge

Thurella ist unzufrieden mit der Exportförderung für Mostobst, wie sie der Schweizerische Obstverbands praktiziert.

EGNACH. Thurella-Verwaltungspräsident Heinz Stübi und Geschäftsführer Clemens Rüttimann kritisierten an der Generalversammlung das Preis- und Subventionsmodell des SOV, in dem die Produzenten stark vertreten sind. Sie regten eine Anpassung der Mostobst-Subventionen und der Preise an, teilt das Unternehmen mit. Laut Thurella-Mediensprecher Rolf Menke erhob der SOV 2011 auf dem Preis, den Produzenten für ihr Mostobst erhielten, einen Zuschlag von sieben Fran-

ken pro 100 Kilogramm. Damit wurde der Export von Übermengen verbilligt, weil 2011 ein so ertragreiches Jahr war. Inländische Abnehmer wie Thurella mussten dadurch aber für gewöhnliches Mostobst im Durchschnitt nicht 19, sondern 26 Franken pro 100 Kilogramm bezahlen. Damit steige der Druck, billiges Apfelsaftkonzentrat aus dem Ausland zu kaufen, sagte Menke.

Die Thurella-Führung ist für eine Kürzung des Exportzuschlags. Dadurch könnte das Mostobst im Inland günstiger verkauft werden. Menke räumt aber ein, dass die Obstproduzenten damit zum Teil nicht einverstanden wären. Für die Produzenten sei der Exportzuschlag nämlich eine Art Versicherung. (sda)